



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Pate des Todes.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wie sich von selbst versteht, einige Pinselstriche hinzufügen und seinen Namen selbst darauf setzen, dann sei das Bild doch keine Fälschung mehr.

Wir heben diese eine Geschichte heraus, weil sie dank der naiven Unverschämtheit die lustigste unter ihresgleichen ist. Als Seitenstück mag ihr die folgende dienen.

Der berühmte Zeichner Gavarni kommt auf einer Reise zu einer Kunstauktion in einer französischen Provinzstadt und hat nach einiger Zeit das Vergnügen, Karikaturen von seiner Hand, sämtlich signirt, ausbieten zu hören. Er bittet sich die Blätter zur Ansicht aus und erklärt sie sämtlich für Fälschungen. Der Auktionator ermahnt ihn, in seinen Äußerungen vorsichtiger zu sein. Was da versteigert werde, sei der Nachlaß des gewiegtesten Kunstkenners im Orte, eines persönlichen Freundes von Gavarni. Der Zeichner protestirt auch gegen diese Freundschaft, man wird auf beiden Seiten heftig und grob, als er seinen Namen nennt, antwortet ihm schallendes Gelächter, und das Ende ist, daß der Ruhestörer hinausgeworfen wird. Vor der Thür angelangt, soll er geseufzt haben: „Wenn die Zeichnungen wenigstens gut wären!“



Der Pate des Todes.



udolf Baumbachs bisheriger Entwicklungsgang läßt sich leicht überschauen. Seinen Ausgang nahm er von der Alpenpoesie, der Gebirgsromantik, dem Touristentum; er gab den „Enzian“ heraus, schrieb seine Wanderlieder aus den Alpen, schuf seinen „Zlatorog.“ Mit diesen Dichtungen gewann er sich sofort das große und wegen seiner thatkräftigen Schwärmerei auch literarisch höchst wertvolle Publikum der Gebirgsfreunde, welches den Grundstock seiner Verehrer bildete. In dem Liederbändchen „Mein Frühjahr“ findet man, gegen den Schluß hin, parodistische und satirische Gedichte, die sich über die Bergszene und die „Alpendichteritis“ lustig machen. Mit diesen Versen, kann man sagen, hat Baumbach von seiner Gebirgslyrik Abschied genommen, indem er sich humoristisch von ihr befreite und über sie hinaus hob. Aber im Grunde ist er sich gleich geblieben, nur das Lokal und das Kostüm hat er gewechselt. Was lag dem modernen Vaganten, der das Wandern bergauf, bergab, von Sennerin zu Sennerin so heiter gepriesen, näher, als der Übergang zur Wanderpoesie und Anakreontik überhaupt? Halb Gelehrter, halb — sit venia verbo — Bummler, im Winter in der Stadt, im Sommer auf den Bergen, erschien sich Baumbach

selbst wie so ein fahrender Geselle, ein vagirender Scholar, wie sie in unsrer Volkslyrik so häufig auftreten, und an sie knüpfte er an. Man hat wohl nicht ganz Recht, wenn man seinen Zusammenhang mit Scheffel so sehr betont; das echt akademische Leben ist ihm doch fremder. Viel wahrer dürfte es sein, auf Eichendorffs freilich ungleich zartere, duftigere und gemütsinnigere Wanderpoesie hinzuweisen, an die sich bei Baumbach zahlreiche Anklänge finden. Wie Eichendorff hat auch er, echt lyrisch übrigens, sein' Sach' auf nichts gestellt, wenn er z. B. einmal sagt (Mein Frühjahr, S. 61):

Wohl dem, und wär' er ein Bettelmann,
 Der träumen, singen und sagen kann!
 Der tauscht mit keinem König.

Das Naturgefühl und die Wanderlust bei Baumbach sind jedenfalls aus Eichendorffs Schule. Mit dem Bilde des fahrenden Scholaren und Spielmannes stellte sich aber die ganze Romantik der Landstraße und Schenke bei ihm ein; sie führte ihn in das Leben des Volkes, in die Welt der in allem Besitze, auch dem höherer geistiger Güter, bescheidenen Leute ein, welche sich jedoch durch Schlichtheit und Wahrheit der Empfindung und auch, häufiger wohl, durch einen unverwüthlichen Humor für das ihnen versagte Gut entschädigt fühlen und auf einem mindestens neckischen Fuße mit allen Mächtigen und Besitzenden stehen. Hat Baumbach früher Alpensagen gesammelt und poetisch im „Blatorog“ verwertet, so bot sich ihm in seinem neuen poetischen Stande die weitaus ergiebigeren, ja unerschöpfliche Literatur der Volkspoesie, des Märchens überhaupt; als „Spielmann“ griff er zurück in die Vergangenheit und bemächtigte sich in seinen „Abenteuern und Schwänken“ einer besonders dankbaren Spezies von Geschichten, die er alten Meistern mit neuer Anmut und Kunst nacherzählte. Aber eigentlich neuschöpferisch erwies er sich auch da nicht. Wie er mit vielem Behagen in den ganzen Gemüts- und Ideenkreis des fahrenden und feststehenden Volkes untertauchte, den Ton seines Liedes mit großem Geschick nachahmte, zu Hans Sachs in die Schule ging und bei ihm sich u. a. die kostbare Gestalt des heiligen Petrus für viele seiner Schwänke holte, wie er von seinem Kern, dem sorglosen Lebensgenuß, ausgehend nach und nach alle verwandten Gestalten, vom Studenten bis zum Landsknecht, in seinen Stoffkreis zog, so versuchte er es auch nicht, sich über diese Stände zu erheben, ungläubiger zu sein als das Volk und etwa die überlieferten unterhaltenden Geschichten mit einem neuen sittlichen Gehalt zu erfüllen. Als Dichter glaubt Baumbach so gut wie das Volk an die Jungfrau Maria und an Frau Holde, nur in den „Sommermärchen“ versuchte er es, das Wunderbare dem modern skeptischen Leser wenigstens psychologisch als nicht ganz unmöglich zu motiviren, was ihm aber nicht immer zu seinem Vortheile gelang. Und durch diese Eigenschaften, die ihn zwar, wenn man sich an ein Meisterstück wie die „Sieben Legenden“ von

Gottfried Keller erinnert, nur als gewandten Erzähler und erfinderischen Fabulisten erscheinen lassen, während jener eine große und sittliche Weltanschauung offenbart — durch eben diese seine Eigenschaften ist Baumbachs Erfolg auch in seiner spätern Richtung erklärbar. Das Streben nach Realismus, eine nüchterne Bedanterie in der Motivierung der Handlungen und Bildung von Charakteren, welches die jetzigen Dichter kennzeichnet, macht die Leser umso empfänglicher für das schlechthin Erdichtete, welches als spannende Fabel ohne weitere Ansprüche befriedigt, und es sollte uns gar nicht wundern, wenn überhaupt eine Reaktion in der Richtung einer Befreiung der Phantasie von all den engen Fesseln moderner Epik einträte.

Alle diese Züge seiner dichterischen Eigenart hat auch Baumbach in seiner neuesten Dichtung beibehalten.*) Er ist hier, sowenig wie früher, ein eigentlicher Charakteristiker, ein Menschenbildner; auch hier wächst weder die Handlung aus den Charakteren heraus, noch bekundet sie eine strengere Komposition; auch hier schiebt sich das Wunderbare mit dem Menschlichen märchenhaft zusammen, nur daß Baumbach merkwürdigerweise auf einmal nüchtern wird und trotz allem Märchenhaften der ganzen Geschichte das Wunderbarste nur durch Vermittlung eines Traumgeichts darzustellen wagt; auch hier endlich werden wir, bei allem Ernste des Ganzen, der dem heitern Dichter offenbar schwer genug fällt, mit Behagen in die lebensfrohe Welt der Studenten und Landsknechte versetzt; lyrische Partien wechseln mit rein epischen, wie man es aus „Blatorog“ und „Frau Holde“ kennt.

Baumbach hat sich hier das bekannte deutsche Märchen vom Tode, der in Ermangelung eines andern Pate eines Knaben wird, in seiner Weise zurechtgelegt. Der Knabe wird in der öden Einsamkeit des Waldes geboren, bei der Mutter steht der Tod, aber der Knabe ist ihm nicht verfallen, drum eilt der Tod selbst in eine Menschenwohnung, dem Kinde Hilfe zu holen. Es ist der Totengräber, den er bringt und der den Knaben nun taufte. Da verspürt auch der Tod

den Gnadenhauch

Des Gottes, der zugegen war.
Es ward ein Tropfen mir zuteil
Vom Strom der Liebe, der da rinnt
In Ewigkeit zu euerm Heil;
Du wurdest, Sohn, mein Patenkind.

Als Angebinde giebt der Tod diesem seinem Paten Reinhard die Mittel, ein großer Arzt zu werden; doch zuvor muß Reinhard noch hinausziehen, um sich von Meistern der Wissenschaft belehren zu lassen, „die sich berühmt, dem Tod zu wehren mit Willen und mit Kräutersaft.“ Und habe er einmal die

*) Der Pate des Todes. Dichtung von Rudolf Baumbach. Leipzig, N. G. Liebeskind, 1884.

Wand der hohlen Ruß ihrer Wissenschaft durchbrochen, wisse er, die Übel, die er nicht gekannt, mit Namen zu nennen, dann werde er vom Tode selbst das große Magisterium, die Panacee, den Trank des Lebens empfangen. Der Dichter fragt sich da gleich im Beginne:

Ist wohl dem Freund (Tod), der ihn (Reinhard) begleitet
Und seinen Schritt durchs Leben leitet,
Bekannt der Weg zum Erdenglied?

und der Verlauf der weiteren Erzählung verneint diese Frage. Denn Reinhard verläßt, um auf die hohe Schule zu ziehen, seine Jugendgeliebte Gertrud und wirft sich mit Leidenschaft auf die Studien, die ihn schließlich nicht befriedigen:

Und schließlich weiß ich nicht, ob's wirklich Wahrheit
Gewesen, was sie tropfenweis geboten.
O goldne Zeit! da in den Marmorhallen,
Umgeben von den hohen Götterbildern,
Die Jünger wandelten mit ihren Meistern,
Von deren Rippen floß der Strom der Weisheit
Lebendig wie der Quell aus Bergestiefen.
Da glück die Wissenschaft der lieben Sonne,
Die jeden labt, der sehnend ihr das Antlitz
Entgegenkehrt; und heut? wie fernes Taglicht
Am Ausgang einer Katacombe dämmert
Ihr Schein, und endlos sind die Labyrinth,
Durch die dem Ziel der Schüler leuchtend zustrebt!

Da bricht die Pest aus und nun, wo der Tod eine große Ernte hält und alle andre Weisheit ratlos steht, erhält Reinhard von seinem Paten die versprochene Panacee, das Zauberkraut, das jede Krankheit heilt; jedoch knüpft der Tod eine Bedingung an den Gebrauch dieses feines Geschenk:

Vor einem aber warn' ich dich.
Wenn an des Siechen Lagerstatt,
Zu der man dich gerufen hat,
In sichtbarer Gestalt ich stehe,
Dann ist verfallen mir das Leben
Des Kranken. — Wehe, Reinhard, wehe!
Wenn du es wagst, zu widerstreben
Dem Tod, wenn mir dein Fürwäg nimmt
Das Opfer, so mir Gott bestimmt.

Er wird nun in der That ein Wunderarzt, doch da er in genauer Befolgung des Gebotes seines Paten von jedem Krankenbette, an dem er den Tod stehen sah, ohne zu helfen geht, beschwört er Neid und Verdächtigungen auf sich herauf; ein Duell, bei dem sein Gegner fällt, zwingt ihn schließlich zur Flucht von der Hochschule. Mit seinem Jugendfreunde Dieter, der ihn bisher begleitet hat und den jovialen Kontrast zu dem schwermütig faustelnden Helden bildet, zieht er nach Italien, wo er bei den Landsknechten als Arzt und Dieter als Soldat Auf-

nahme findet. Auch hier wird Reinhard schnell berühmt, und seine Kunst wendet das unfreundliche Loos der Gefangenschaft, in die er geraten ist, zu seinem Vortheile. Der Fürst des Landes liegt hoffnungslos darnieder, aber da der Tod nicht an seinem Bette steht, kann ihn der herbeigerufene Reinhard retten. Nun lebt er am Hofe des Fürsten, in höchster Freiheit, in hohen Ehren; dabei gerät er in den Bannkreis der jugendlichen schönen Gemahlin desselben, zu der er immer mehr in Liebe erglüht, so sehr, daß er sie in seiner Leidenschaft dem Tode abtrözt, dem sie durch einen giftigen Schlangenbiß, wie er wohl sah, verfallen war. Von Tag zu Tag verschiebt Reinhard seine Heimkehr zur Jugendliebten Gertrud, die sich unterdessen selbst auf den Weg macht, ihn in Italien zu suchen. Aber der ehrliche deutsche Arzt wird von der Italienerin betrogen; mit ihren Liebeskünsten will sie sich ihn bloß zum Werkzeuge ihres Planes machen, den greisen fürstlichen Gatten aus dem Wege zu räumen, um dessen jungen Neffen, den sie liebt, auf den Thron an ihre Seite zu erheben. Bei dieser Entdeckung fällt Reinhard in eine schwere Ohnmacht, in der ihn der Tod in eine weite, dunkle Höhle führt, wo viele Lämpchen brennen; da füllt der Tod ein dem Erlöschen nahes mit dem Öl eines andern: für das ihm entriessene Opfer der Fürstin holt er sich ein zweites, dem Patenkinde teures Leben. Es ist Gertrud, die eben auf ihrer Wanderung über die schneebedeckten Alpen unterwegs. Zu spät eilt Reinhard heimwärts; denn als er Gertrud in einem Kloster findet, steht schon der Tod an ihrem Lager, und ein zweitesmal läßt er sich sein Opfer nicht entreißen. Aus Mitleid haucht er Reinhard an, der an Gertruds Seite nun stirbt, und spricht zuletzt den nicht eben tragischen Gedanken der Dichtung aus:

Nicht ins Gericht
Will ich dich rufen; deine Schuld ist mein.
Wenn Leben mit dem Tod ein Bündnis slicht,
So geht's zu Grund. Zu spät nun seh ich's ein.
Du warst mir lieb, das war zu deinem Leid,
Denn lieben darf der Feind des Lebens nicht,
Und einsam wall' ich wieder durch die Zeit.

Tragisch ist dieser Gedanke deswegen nicht, weil er banal und unwirklich ist. Bei allen Schönheiten im einzelnen, welche die Dichtung namentlich in der Schilderung des Studenten- und Landsknechtlebens und in den eingelegten Liedern und Schwänken aufzuweisen hat, bei allem Reiz der äußern Form, die Baumbach auch hier wieder mit Meisterschaft beherrscht, fehlt der Dichtung doch eins: die wahre Einheit. Sie ist zu realistisch für das Märchen und zu märchenhaft unmotiviert für das rechte Epos. Wie, wenn jene Fürstin, so zufällig als sie Reinhard mißbraucht und betrügt, ebenso zufällig es ehrlich mit ihm meinte? Dann hätte er wohl den Tod besiegt? — Baumbach muß sich über seine künstlerischen Pflichten noch klarer werden, wenn er durch mehr als Einzelheiten befriedigen will. Im „Zlatorog“ ist ihm, weil er durchweg den Ton des Romantischen festhielt, sein bester Wurf gelungen. Je nüchterner Baumbach wird, umso tiefer mußte er werden. Tiefe scheint aber nicht eben seine Sache zu sein.

